

- Gumpel, W. (1970): *Energiepolitik in der Sowjetunion*, Köln
- Hallerbach, J. (1981): Comecon — Hammer, Sichel und Atom, in: Mez, L. (Hg.): *Der Atomkonflikt*, Reinbek, S. 54-82
- Höfer-Bosse, T./Mez, L. (1986): Das Atomprogramm der UdSSR. Militärische und zivile Aspekte der sowjetischen Reaktoren, in: Traube, K. u.a.: *Nach dem Super-GAU*. Tschernobyl und die Konsequenzen, Reinbek 1986, S. 51-67
- Lenin, W. I., *Ausgewählte Werke*, Bd. III, Berlin (Ost)
- Knübel, H. (1983): Kernkraftwerke in der Sowjetunion, in: *Geographische Rundschau* 35, H. 11, 1983, S. 590-593
- Kramer, J. M. (1986): Chernobyl' and Eastern Europe, in: *Problems of Communism*, Vol. XXXV, H. 6, 1986, S. 40-58
- Kramish, A. (1960): *Atomic Energy in the Soviet Union*, Stanford
- Marples, D. R. (1986): Chernobyl and Ukraine, in: *Problems of Communism*, Vol. XXXV, H. 6, 1986
- Medwedjew, Z. (1979): *Bericht und Analyse der bisher geheimgehaltenen Atomkatastrophe in der UdSSR*, Hamburg
- Prittowitz, V. (1984), *Umweltaußenpolitik. Grenzüberschreitende Luftverschmutzung in Europa*, Frankfurt/M.
- Scheer, J./Heuler, W. (1982): *Das sowjetische Atomprogramm*, Bremen
- Schramm, G./Hahn, W. (1984), Möglichkeiten zur Verbesserung des Wirkungsgrades bei der Rekonstruktion von Braunkohlekraftwerken in der DDR, in: *Wissenschaftliche Zeitung der TU Dresden*, 33. Jg., H. 4, 1984
- Semenov, B. A. (1983): Nuclear Power in the Soviet Union, in: *IAEA Bulletin* 25, H. 2, 1983, S. 47-59
- Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz (1984), *Erdgas für Berlin*, Februar 1984
- Sivinitsev, Yu. V./Teverovski, E. N. (1977), The relative danger of nuclear power stations (NPSs) and thermal stations (TPSS) for the environment, in: *Soviet Atomic Energy*, April 1977
- Sowjetunion heute* (1958), H. 26
- Sowjetunion heute* (1972), H. 112
- Thornton, J. (1986): Chernobyl' and Soviet Energy, in: *Problems of Communism*, Vol. XXXV, H. 6, 1986, S. 1-16
- Wenzel, P./Zabka, G. (1974): Graphitmoderierte wassergekühlte Druckröhrenreaktoren in der UdSSR, in: *Kernenergie* 17, H. 12, 1974, S. 361-367
- ZhelIndev, I. S./Konstantinov, C. V. (1980): Nuclear Power in the USSR, in: *IAEA Bulletin* 22, H. 2, 1980, S. 34-45

Heide Gerstenberger Vom Lauf der Zeit. Eine Kritik an Fernand Braudel*

1. Geschichtsforschung als Grundlage und Richtschnur der Humanwissenschaften.

Mal um Mal hat Fernand Braudel die Einheit der »sciences de l'homme«, der Wissenschaften von Menschen, beschworen. Immer wieder hat er hervorgehoben, in welchem Ausmaß die Geschichtsforschung dieses Jahrhunderts von der Geographie, der Psychologie, der Soziologie, Ökonomie, Ethnologie und Biologie gelernt habe, um dann jeweils darauf hinzuweisen, wie unverzichtbar die Geschichtswissenschaft für die Gesellschafts- und Humanwissenschaften sei (1969, Teil II). Dies nicht nur, weil sie dazu befähige, allzu kurzgriffige Fragestellungen zu vermeiden, sondern vor allem, weil die Geschichtsforschung die »einzige Verifikationsmöglichkeit« für die Schlußfolgerungen der Gesellschaftswissenschaften biete (III, S. 11). Braudel geht jedoch noch weiter und vertritt das Projekt einer Einheit der Sozialwissenschaften. Dessen Realisierungsmöglichkeit ergibt sich für ihn aus der Übereinstimmung des Forschungsgegenstandes in den »sciences de l'homme«. Nichtsdestoweniger hält er zusätzlich auch die Erarbeitung einer »gemeinsamen Sprache« dieser Wissenschaften für erforderlich (1977, S. 59). Das historische Faktum, daß die Humanwissenschaften heute in Fachdisziplinen aufgespalten sind, veranlaßt Braudel zu der Forderung, diese Situation zumindest partiell durch die Bereitschaft, voneinander zu lernen und miteinander zu streiten, zu überwinden. Die Einheit der Sozial(Human)wissenschaften wird also im wesentlichen durch die forschungspraktische Aufhebung von Prozessen der Arbeitsteilung angestrebt. Die Frage nach der Übertragbarkeit von Ergebnissen der einen Fachdisziplin in eine andere — also diejenige nach einer Lösung der theoretischen Probleme von Interdisziplinarität — stellt Braudel nicht, und er kann sie auch gar nicht stellen, weil für ihn der Gegenstand der Humanwissenschaften ganz unproblematisch als identischer gegeben ist. Das folgt aus seinem Geschichtsverständnis. Geschichtsforschung ist für ihn »die Rekonstruktion« der Geschichte aus dem zu sammelnden Material (Review 1978, S. 244). Nun geht aber keine derartige »Rekonstruktion« ohne die *Konstitution* des Forschungsgegenstandes vonstatten (aus welcher in den Arbeiten Braudels beispielsweise folgt, daß die biologische Abhängigkeit der Menschen von geographischen Bedingungen ihrer Umwelt als »Geschichte« gelten soll). Wenn sich aber die Bestimmungen des Gegenstandes »Gesellschaft« (und »Geschichte der Gesellschaft«) in den verschiedenen Fachdisziplinen grundlegend voneinander unterscheiden, wenn beispielsweise die Wirtschaftswissenschaft Aspekte »der Gesellschaft« aus ihren Modellen ausklammert und in den »Datenkranz« verweist, die anderen Fachdisziplinen die Fragestellung vorgeben oder wenn sie von Verhaltensmustern ausgeht, welcher einer anderen Wissenschaft vom Men-

* Anmerkungen zu: Fernand Braudel, *Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts*, 3 Bde, München 1985/86 (im folgenden zitiert als: I, II, III).

schen als fragwürdig gelten, so können nicht einfach einzelne Ergebnisse der voneinander getrennten Fachdisziplinen in einem integrierenden Verfahren als miteinander kompatibel behandelt werden.

Obwohl somit Braudels wissenschaftliches Programm einer Vereinheitlichung der Humanwissenschaften auf irrigem Voraussetzungen beruht, soll seine »Sozialgeschichte« im folgenden an seinem Anspruch gemessen werden, einen Beitrag zu diesem Vorhaben geleistet zu haben. Ich greife zu diesem Zweck einzelne Problemkomplexe heraus und verzichte auf die Darstellung der Argumentationsentwicklung im einzelnen.

Das bedeutet zum einen, daß hier keine Rezension im engeren Sinne vorgelegt wird und zum anderen — und dies zu meinem Bedauern —, daß die anregenden und nicht selten vernünftigen Aspekte Braudelscher Forschungspraxis gründlich zu kurz kommen werden. Denn Braudel hat sich zwar ständig mit der Frage beschäftigt, was die Historie zur Wissenschaft mache, gleichzeitig war er jedoch ein regelrechter Abenteurer der Geschichtsforschung, und seine »Sozialgeschichte« ist nicht zuletzt der Bericht eines Reisenden, der sich in den Gegenden und Jahrhunderten seines Forschungsgegenstandes herumgetrieben hat, sich dabei für alles und jedes interessierend und nach Möglichkeit auch die abwegigen Winkel erkundend. Gelegentlich hat er sich dann offensichtlich, wie jeder gute Reiseberichterstatter, Zwang angetan und uns die Einzelheiten eines seiner Kurzausflüge vorenthalten. Aber sehr oft kann das nicht der Fall gewesen sein.

So erleben wir denn mit, wie sich einer weder von der Weite der Regionen noch von der Länge der Zeit hat schrecken lassen, und Braudels Verhalten gegenüber jenen Spezialisten für die Geschichte bestimmter Orte zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt und womöglich unter einem ganz besonderen Blickwinkel zeugt gelegentlich von jungenhafter Unverfrorenheit. Vor Fehlern hat ihn das nicht bewahrt. Und seine Neigung, Hypothesen auf einer Materialbasis zu entwickeln, welche angesichts der inzwischen in der Geschichtswissenschaft verallgemeinerten Anforderungen kaum noch als »schwankend« bezeichnet werden kann, ist manchmal nichts weniger als atemberaubend. Aber: Braudel besaß die Fähigkeit, uns an seinen immer neuen Ausflügen in seinen Forschungsgegenstand auf eine Art und Weise teilnehmen zu lassen, die immer wieder von neuem für überraschende Ein- und Ausblicke gut ist. Wenn wir, wie Braudel selbst, jede Sorte von Geschichte lieben, die politische, ja selbst die anekdotische (Review 1978, S. 251) — und eben auch die Geschichte nach Braudel'scher Manier, dann sind wir bei seiner »Sozialgeschichte« allemal am richtigen Leseort.

2. Der historische Prozeß als Resultat einer »Dialektik« unterschiedlicher Geschwindigkeiten der Veränderung

In einem unterscheidet sich Braudel zufolge die Geschichtswissenschaft von den übrigen Humanwissenschaften: in ihrer Beschäftigung mit dem Lauf der Zeit. Allerdings müsse sich die Geschichtswissenschaft diesen auch wirklich zu ihrem Forschungsgegenstand machen, dürfe ihn nicht, wie in der traditionellen Historiographie üblich, im Wege der Narration aufeinanderfolgender (politischer) Ereignisse als Selbstverständlichkeit unterstellen. Der

Angriff auf ein Geschichtsverständnis, dessen Zeitbegriff und Erklärungshorizont sich auf eine Chronologie von Ereignissen beschränkten, ist eines der durchgängig organisierenden Prinzipien Braudel'scher Forschungspraxis.

Der von ihm entwickelte Lösungsvorschlag, von drei »Ebenen« (»Stockwerken«, »Schichten«) des Zeitverlaufs auszugehen, ergab sich, als es sich darum handelte, das Material über die Geschichte des Mittelmeerraumes im 16. Jahrhundert für die Darstellung »zu organisieren« (Review 1978, S. 245). Während die geographischen und biologischen Bedingungen der Reproduktion des Menschen (als Gattungswesen) sich Braudel zufolge nur sehr langsam, sozusagen fast überhaupt nicht, änderten, das »Milieu« somit als die Ebene der »langen Dauer« zu bezeichnen ist, hat er für die Geschichte sozialer Gruppen, für Staaten und andere Institutionen, für bestimmte Typen von Kriegen oder für wirtschaftliche Konjunkturen »langsame Entwicklungsrhythmen« und jeweils eine typische Dauer ihrer Existenz beobachtet. Die Abfolge politischer Ereignisse gilt Braudel als charakterisiert durch ihre »kurze Dauer«.

Seit der »Méditerranée« (Braudel, 1949/1965) haben sich die Bestimmungen der einzelnen »Zeitläufe« und die Schwerpunkte Braudel'scher Fragestellung teilweise verändert. Die »lange Dauer« heißt inzwischen zumeist die Ebene der »Strukturen«, worunter Braudel eine Realität verstanden wissen will, »die von der Zeit wenig abgenutzt und sehr langsam fortbewegt wird« (1977, S. 55). In der »Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts« wird diese Ebene als diejenige der »Strukturen des Alltags« oder der »materiellen Kultur« gekennzeichnet. Die Fragestellung geht jetzt also über den Untersuchungshorizont hinaus, welcher mit dem Begriff des »Milieus« in »Méditerranée« bestimmt worden war. Die zweite Ebene, von Braudel seither vorzugsweise mit dem Begriff der »conjunctures« charakterisiert,¹ umfaßt alle — sich langsam verändernden — zyklisch auftretenden sozialen Erscheinungen. Die Ebene der Ereignisse kommt in der »Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts« als gesonderte Untersuchungseinheit gar nicht mehr vor. Statt dessen führt uns Braudel im dritten Band dieses Werkes einen besonderen Aspekt der »conjunctures« vor: die Abfolge von Weltwirtschaften. Diese konstituieren Braudel zufolge die »Weltzeit«, welche jeweils in all jenen Gegenden der Welt wirkt, die durch eine historisch gerade dominante Weltwirtschaft beeinflusst sind. Weil die Einflußsphären von Weltwirtschaften sich (von der venezianischen bis zur englischen) säkular erweiterten, veränderte sich auch die Reichweite der Weltzeit. Noch heute allerdings hat diese nicht jeden Winkel des Erdenrunds in ihren Bann gezogen. Daß diese Klassifikation des Laufs der Zeit in drei Typen unterschiedlicher Entwicklungsgeschwindigkeiten einer forschungspraktischen Willkür geschuldet ist, hat Braudel selbst zugestanden: Es hätten »auch zehn oder hundert Ebenen« sein können (1969, S. 112). Dem wäre nichts entgegenzuhalten, wenn Braudel diesen von ihm durch Klassifikation geschaffenen Typen dann nicht eigene Geschichtsmächtigkeit zuschriebe. Ein Sachverhalt, auf den wir zurückkommen werden.

Schwerer wiegt der Einwand (Hexter 1972, S. 533 und Groh 1973, S. 85 f.), daß Braudel den verschiedenen Ebenen des Laufs der Zeit unzulässigerweise bestimmte Sphären des Lebens zugeordnet habe. So ist etwa die Geographie bei Braudel unweigerlich ein Element der »langen Dauer«, obwohl doch Vulkanausbrüche, dörferzerstörende Lawinen und Überschwemmungen sehr viel eher als »Ereignisse« zu bezeichnen sind und Erosionsprozesse

oder das Waldsterben Geschwindigkeiten entwickeln können, welche eine Zuordnung zu den »conjunctures« nahelegt. Andererseits haben politische Formen, ja selbst Herrschaftsdynastien gelegentlich eine Stabilität und Lebensdauer erreicht, welche Braudels Klassifikation der Veränderungsgeschwindigkeiten zufolge mindestens der Ebene der langsamen Entwicklungsrhythmen, wenn nicht gar derjenigen der »langen Dauer« entsprechen würde. Im Bereich von »Strukturen« und »conjunctures« will Braudel von Herrschaftsformen jedoch partout nichts wissen. Andererseits beschränkt er »den Alltag« ganz auf die »lange Dauer«. Weil er diese als »Quasi-Immobilität« begreift, meint er, auf die Erklärung von Veränderungen verzichten zu können. Doch auch bei sehr langsamen Veränderungen handelt es sich noch immer um Veränderungen. Deren Ursachen gilt es zu erforschen, wenn sie nicht als eine bloße Summe von zufälligen Auswirkungen der »conjunctures« erscheinen sollen. Im übrigen ist es mit der langsamen Veränderung von Alltagspraktiken seit der Ausbreitung des Kapitalismus und dann noch verstärkt mit der Entwicklung der Massenproduktion und entsprechenden raschen Veränderungen des Konsumverhaltens ohnehin vorbei. Bei Braudel ist die »lange Dauer« aber nicht an eine (zugegeben sehr lange) historische Epoche, in welcher eine spezifische gesellschaftliche Organisation von Produktion und Verteilung vorherrschte, gebunden, sondern sie ist ihm ein allgemeines Merkmal des »Laufs der Zeit«. Dem ist nicht entgegenzuhalten, daß Braudel im 18. Jhd. mit seinen Forschungen aufgehört habe, denn er hat in kurzen Ausführungen zur Gegenwart und sogar zur möglichen Zukunft zu wiederholten Malen deutlich gemacht, daß er die dreistöckige Struktur des Zeitlaufs für ein historisch durchgängiges Merkmal hält (III, S. 702-704).

Solche Ungereimtheiten erklären sich leicht. Denn entgegen Braudels eigenem Bekunden sind seine »Stockwerke« des Laufs der Zeit nicht in erster Linie einer systematischen Klassifikation empirischen Materials zu Entwicklungsgeschwindigkeiten geschuldet, sondern der Kritik an jener Sorte einer — vom deutschen Historismus geprägten — politischen Geschichtsschreibung, welche in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an der Sorbonne (und damit in der französischen Geschichtswissenschaft) dominierte. »Nieder mit den Ereignissen« ist ein Kampfruf, den Braudel von den Gründern und den frühen Mitarbeitern der Zeitschrift »Annales« übernommen hat,² und er meint damit jene »politischen Ereignisse«, welche in der von ihm als traditionell apostrophierten Geschichtsschreibung vorzugsweise von »großen Männern« verursacht wurden und deren allesübertagende Geschichtsmäßigkeit als selbstverständlich galt. Mehrfach hat Braudel allerdings auch darauf verwiesen, daß zusätzlich zu dieser Erbschaft einer forschungspolitischen Frontstellung auch eine autobiographisch begründete politische Motivation seine Demontage der »Ereignisse« geleitet habe. Denn als er während des Krieges in einem Kriegsgefangenenlager bei Lübeck daran gegangen sei, seine Arbeit über die Geschichte des Mittelmeerraumes im 16. Jahrhundert zu verfassen, habe er mit seiner Betonung der »langen Dauer« auch die aktuellen Ereignisse von sich gewiesen, ihnen in gewisser Weise ihre Wahrheit bestritten (1969, S. 116).

Daß er seine Fragestellung beibehalten, die »politische Geschichte« also auch späterhin fast vollständig ausgeklammert hat, wollte Braudel in seinen letzten Lebensjahren eher pluralistisch, als Festhalten an einer einmal eingeschlagenen Forschungsrichtung und oh-

ne die zunächst maßgebliche wissenschaftspolitische Frontstellung verstanden wissen. Doch müssen uns derartige Begründungen hier schon deshalb nicht näher interessieren, weil die Wirkungsgeschichte des Braudel'schen Forschungsansatzes diesen längst von autobiographischen Veranlassungen emanzipierte. In den sechziger Jahren sind den, damals schon vorzugsweise durch Braudel repräsentierten, »Annales« nämlich die Gegner ausgegangen (Review 1978, S. 251) und hat sich die von den »Annales« propagierte Forschungspraxis zu einer Art »intellektueller Epidemie« ausgewachsen (ebenda, S. 247). Für diese Wirkungsgeschichte ist nun aber meines Erachtens ein Zusammenhang von Bedeutung, den Braudel nicht expliziert. Wenn ich nicht irre, weist er nur einmal auf jenes »geschickte und prekäre Spiel« hin, welches seiner Ansicht nach Sartre vorschlägt (1977, S. 51). Jack Hexter ordnet diesen Hinweis dem oben angeführten autobiographischen Begründungszusammenhang zu. Denn während sich Sartre in der *Résistance* ständig vor neuen Entscheidungen gesehen habe und dadurch die Bedeutung der Entscheidungen von Personen (und damit von Ereignissen) habe denken können, sei Braudel im Gefangenenlager nur ständig erneut die Ohnmacht des Einzelnen gegenüber den Verhältnissen (Strukturen) vor Augen geführt worden (1972, S. 509). Aber die Kritik an Sartre beschränkt sich ja nicht auf Braudel. Vielmehr ist sie seit mehreren Jahrzehnten ein charakteristisches Merkmal gesellschafts- (und human-) wissenschaftlicher Theoriebildung in Frankreich. Die rigorose Ausschaltung jeder Theoriebildung, welche der Rolle von »Subjekten« in der Geschichte gilt, die sich von Althusser über Lévi-Strauss und Godelier bis hin zu Lacan und Bourdieu findet, und aus welcher Michel Foucault erst in seinen letzten Arbeiten (theoretisch noch ganz hilflos) auszubrechen versuchte (Foucault, 1977/1983, 187 und Foucault, 1986), bildete den theoriestrategischen Rückenwind für die Durchsetzung der »Strukturgeschichtsschreibung«, welche in der Gruppe um die »Annales« (mit Differenzen und Entwicklungen, die uns hier nicht beschäftigen können) praktiziert wird. Deshalb war auch die vom »Freibeuter« (Nr. 24, 1985) vorgenommene Zuordnung Braudels zu den »Kleinschreibern« der Geschichte und die zumindest suggerierte Nähe zu »Liebhäbern des kleinen Mannes« auf doppelte Weise falsch. Denn Braudel vertritt nicht nur eine heute gänzlich aus der Mode gekommene Erforschung jahrhundertewährender Entwicklungen und das auch noch im Weltmaßstab, sondern Braudel hat seiner Demontage der »großen Männer« dem ersten Anschein zum Trotz auch keine Geschichte der »kleinen Leute« entgegengesetzt und eine »Geschichte von unten« nur insofern, als er dem untersten, trägsten »Stockwerk« des Laufs der Zeit besondere Geschichtsmächtigkeit zuschreibt. Jene Gefahr, welche sich für einen Teil (!) der heute in der Bundesrepublik mit oppositionellem Impetus gegen den »mainstream« der Historiographie vertretenen Alltags- und Lokalforschung aufzeigen läßt — die unreflektierte Neuaufgabe historistischer Argumentation, welche dem Verzicht auf die Analyse verallgemeinerter materieller Produktionsbedingungen und Herrschaftsstrukturen geschuldet ist, hat bei Braudel keinerlei Äquivalent. Er stellt der Geschichte der »großen Männer« nicht diejenige von Männern und Frauen »aus dem Volke« gegenüber, denn »kleine Leute« handeln bei Braudel gar nicht oder jedenfalls nicht aufgrund einer Reflexion über die Verhältnisse, in welchen sie leben. So gibt es bei Braudel zwar Bauernaufstände und Arbeiterunruhen und dabei treten auch Figuren auf, welchen gelegentlich sogar eine für sie typische Denkungsart zuge-

geschrieben wird (II, S. 548), aber es ist kein zufälliger Ausrutscher, wenn Braudel bei Gelegenheit der Darstellung früher Arbeitererhebungen fragt: »Mußte der Arbeit (sic., H.G.) nicht nahezu von Anbeginn an ... ihre Andersartigkeit im Vergleich zum Kapital zu Bewußtsein kommen? (II, S. 551)«. Auch lassen sich bei Braudel nicht etwa arme Kätnerfamilien, sondern »arme Landgebiete zur Heimarbeit ... herbei« (II, S. 552)«. Die Beispiele wären beliebig zu vermehren.

Nun handelt es sich bei der Frage nach dem Ausmaß, in welchem Menschen für »ihre eigene Geschichte« unter Verhältnissen, die ihnen aufgeherrscht sind, verantwortlich werden, um eine Grundfrage der Gesellschaftstheorie, und hier ist nicht der Ort, um die Kritik an Lösungsvorschlägen zu formulieren, welche derzeit in der französischen Gesellschaftstheorie dominieren. Wer aber so rigoros wie Braudel auf der »unbewußten Geschichte«, die er vor allem in der »langen Dauer« materialisiert sieht (1977, S. 66), wer ebenso rigoros wie Althusser in einem meines Erachtens unzulässigen Anschluß an Marx darauf beharrt, daß (ausschließlich!) die Gesellschaft in uns denkt (II, S. 505), der muß sich an solcher Rigorosität auch theoretisch messen lassen. Wenn Braudel aber auf die Plätze, welche in der »traditionellen Geschichtsschreibung« für die »Helden« reserviert waren, »den Mittelmeerraum«, »die Gesellschaft« (als ein handelndes, von einer Mentalität geleitetes Subjekt), oder gar die Ebenen der Zeitrhythmen setzt, dann geht er mit dem Begriff der Strukturen doch allzu sorglos um, als daß er solchem Maßstab standhielte. So ist zwar nichts dagegen einzuwenden, »die Zeit« als eine Strukturkategorie zu behandeln. Daraus ergibt sich aber noch nicht, daß die unterschiedlichen »Zeitläufte« als autonome Faktoren bewiesen seien. Braudel jedoch schreibt ihnen einen von jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängigen Verlaufsduktus zu. Ihm zufolge haben bestimmte Denkstrukturen, Wissenschaftsverständnisse oder künstlerische Probleme einen ihnen jeweils eigenen Zeitrhythmus der Entwicklung. Beispielsweise habe der Kreuzzugsgedanke sein Ende nicht zusammen mit demjenigen aktueller Kreuzzugspolitik gefunden, sondern er habe — unbeirrt durch die politischen Ereignisse! — erst Jahrhunderte später seine Wirksamkeit verloren. Braudel analysiert nun aber nicht die gesellschaftlichen Bedingungen dieser Verlängerung einer Denktradition, sondern er konstatiert sie als eine Tatsache, welche sich dadurch erklärt, daß Vorstellungen *regelmäßig* für eine bestimmte Zeit in Geltung bleiben. Auch die »Beständigkeit des geometrischen Bildraumes«, welcher von der Renaissance bis zum Kubismus und zur intellektuellen Malerei zu Anfang unseres Jahrhunderts vorgeherrscht habe, resultiert für Braudel aus einer derartigen »conjoncture« der darstellenden Kunst (1977, 56-57).

Entsprechendes gilt für die Ebene der »langen Dauer«. Dort herrscht die materielle Kultur im Verein mit dem als entwicklungsbestimmend gefaßten Moment der »Quasi-Immobilität«. Menschen sind an der Konkretion der Herrschaftspraxis beider auffallend unbeteiligt. So gibt es typischerweise in Braudels Konzeption des Alltags vom 15. bis 18. Jahrhundert nicht nur keine Religion, sondern auch sonst keine Denkpraxis. Von Aaron Gurjewitsch (1980, S. 247-327), Maurice Godelier (1977, S. 169-185) und Alain Guerreau (1980, S. 201-210) haben wir aber endgültig lernen können, daß es ganz falsch wäre, die Religion im Mittelalter als einen Reflex materieller Verhältnisse (im Sinne eines verengten Ideologie-Begriffes) zu verstehen, weil im Gegenteil die Organisation von Produktion und Reproduktion

durch die Glaubenspraxis (und damit beileibe nicht nur auf Anweisung des Personals der religiösen Institutionen) strukturiert wurde. Wenn wir uns dann noch vergegenwärtigen, daß die Religionskriege des 17. Jahrhunderts zwar Kämpfe um Herrschaftsbesitz darstellten und Unternehmungen, in welche viele ihrem Gewerbe, dem Hauen und Stechen, nachzugehen hatten, nichtsdestoweniger sich andere aber auch — alle (oder doch so ziemlich alle) Tage — Sorgen machten um ihr Seelenheil; wenn wir ferner berücksichtigen, daß Forderungen, welche eine Änderung materieller Reproduktionsbedingungen und bisher geltender Herrschaftsstrukturen betrafen, im 16. und 17. Jahrhundert noch kaum anders als im Zusammenhang religiöser Argumentationsmuster gedacht werden konnten und uns schließlich durch Keith Thomas von der fortdauernden Wirkung magischer Bestimmungen alltäglicher Lebensvollzüge überzeugen lassen (1971/1973), so wird — selbst durch diese wenigen Hinweise — deutlich, daß Braudel sich eines zwar verbreiteten, nichtsdestoweniger unverzeihlichen Fehlers von Historikern sehr gründlich schuldig gemacht hat: Jene zweckrationalen Verhaltensmuster, welche durch die Verallgemeinerung konkurrenzhafter Reproduktionsbedingungen den in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften lebenden Menschen für viele Bereiche ihres Lebens aufgezwungen sind, projiziert er zurück in historische Epochen, in welchen diese Verhaltensmuster erst zwangsweise und zerstörerisch gegenüber vorhergehenden durchgesetzt werden mußten. Wenn — um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen — Keith Wrightson (1982, 6. Kap.) aufzeigt, wie die verallgemeinerte Strafjustiz in England mühsam gegen lokale, am Dorffrieden anstatt an allgemeinen Normen orientierten Verarbeitungsformen von Diebstählen, Ruhestörungen oder »Unsitlichkeiten« durchgesetzt wurde und uns dadurch begreifen läßt, daß die »Gleichheit vor dem Gesetz« ganz widersinnig erscheinen konnte, wenn dadurch ein Diebstahl unter »Nachbarn« im Unterschied zu den Diebstählen »Fremder« nicht mehr durch die Rückgabe des gestohlenen Gutes beigelegt werden konnte, so erfahren wir etwas über die *unterschiedlichen Möglichkeiten von Verhaltensmustern unter ein und denselben Bedingungen »materieller Kultur«*. Welche diese Möglichkeiten sich — wie schnell — und auf welche Weise durchsetzte, das war aber von individuellem und gruppenmäßigem Handeln unter den Bedingungen einer spezifischen Verteilung des Herrschaftsbesitzes abhängig.

Weil für Braudel der Akzent der Untersuchung generell auf jenen Formen liegt, die sie der modernen Welt »entgegengetrieben« (II, S. 600), weil für ihn — und in dieser Hinsicht stimmt er sowohl mit modernisierungstheoretischen Argumentationsmustern als auch mit geschichtsphilosophischen Ausprägungen des Marxismus überein — die Richtung der Entwicklung bereits vorab entschieden ist und die Ausschaltung ihr entgegenstehender Lebenspraktiken somit gar keine Frage, deshalb kann er auf eine *Erklärung* der historischen Entwicklungsprozesse auch verzichten.

Entwicklungs»theorie« beschränkte sich bei Braudel denn auch auf den Hinweis der »Dialektik« zwischen den Zeitebenen (1969, S. 114), welche ganugenommen dann als die kaum merkliche langsame Anpassung der »langen Dauer« an die durch »conjonctures« (kaum je durch Ereignisse) entstandenen Veränderungen beschrieben wird (1986, S. 23). Der Vorwurf, bei Braudel (wie auch bei den meisten anderen Historikern der »Annales«) sei keine Theorie der Entwicklung zu finden, ist nicht neu (vgl. etwa Review, 1. Jg., H. 3/4, 1978). Wenn darauf aber nur entgegnet wird, es könne keine allgemeine Erklärung sozialen Wan-

dels geben (ebenda, S. 259) oder die »Annales« hätten insgesamt eben vor allem jene Elemente untersucht, welche die Stabilität sozialer Systeme erklärten, so bringt dies Braudel für die vorliegende Arbeit kaum aus der Bredouille. Denn in seiner »Sozialgeschichte« schreibt er eine Geschichte »des Kapitalismus« und mit seiner Darstellung des »Aufbruchs in die Weltwirtschaften« (III) hat er sich *Entwicklungen* zum Thema genommen und dazu noch solche, die sich auch Braudel zufolge von früheren unterscheiden. Als *Ursache* für diese Differenz, also für das Ende der früheren »conjoncture« stadtzentrierter Weltwirtschaften, gibt Braudel die Produktivitätssteigerung durch Maschinen an, weil diese zum ersten Male ein kontinuierliches Wachstum ermöglicht habe (III, S. 660). Zusätzlich weist er allerdings auch auf »außerökonomische Bedingungen«, welche in früheren Weltwirtschaften, wie etwa der von ihm in diesem Zusammenhang exemplarisch herangezogenen ägyptischen, nicht gegeben gewesen seien (III, S. 607). Derartige »außerökonomische Bedingungen« haben sich nicht nur in Einzelheiten, sondern vor allem in ihrem Zusammenhang auf eine Weise verändert, welche — trotz der Tatsache, daß dieser Prozeß Jahrhunderte in Anspruch nahm — die Bezeichnung einer strukturellen (revolutionären) Differenz zu vorhergehenden Formen verlangt. Das kann Braudel nicht in den Sinn kommen, weil er gebannt auf die langsame Veränderung des Alltags schaut und dabei beispielsweise die katastrophische Ereignishaftigkeit des Verlustes der bäuerlichen Existenz, die ja vor allem in England ein durchaus massenhaftes Phänomen in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert darstellte, ebenso beiseite läßt wie die Erschütterung von Alltagspraktiken, die manch ein jüngerer Bauernsohn erfuhr, wenn er in einer Stadt um Arbeit fragen mußte oder die regelrechte Zerstörung des gesamten »Alltags«, welche der Tod eines Ernährers für die Frau und Kinder im Gefolge haben konnte. Bei Braudel kommen die Armen vor, und zwar als eine soziale Gruppe, die »unterhalb der Nullsumme« lebt (II, S. 558-567). Diese ist ihm zufolge durch die Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land seit dem 11. und 12. Jahrhundert in Europa vergrößert worden (II, S. 558). Verursacht wurde diese Entwicklung durch die Gesellschaft: durch »ihre übliche Ungerechtigkeit, mehr noch aber (durch) die Wirtschaft und ihr Unvermögen, die Vollbeschäftigung zu gewährleisten« (ebenda). Lassen wir beiseite, daß es »die Gesellschaft« oder »die Wirtschaft« als womöglich agierende Strukturzusammenhänge im 12. Jahrhundert keinesfalls gab und das Wort Vollbeschäftigung ziemlich zweiseitig klingt angesichts der Situation, daß zumindest in England im 12. Jahrhundert ein Unfreier noch zugestehen mußte, daß sein Herr das Recht hatte, ihn alle Tage und so lange er wollte, zu »beschäftigen«; beschränken wir uns auf die Feststellung, daß das Elend für Braudel nur auf der Ebene der »conjonctures« vorkommt. Daß aber auch die jahrhundertelange Dauer« bäuerlichen Alltags von Vorfahren nichts half, wenn Schulden und Zinsen nicht bezahlt werden konnten oder eine »tenure« (die begrenzte Verfügungsberechtigung über Land) auslief und vom Grundherren (nicht von »der Gesellschaft«) nicht erneuert wurde, das bleibt bei Braudel außer Betracht. Nur dadurch ist es möglich, daß die Transformation der gesellschaftlichen Struktur des kommerzialisierten Feudalismus in diejenige des (nicht im Braudel'schen Sinne verstandenen) Kapitalismus historisch bei Braudel ausfällt und statt dessen die erste nationale Weltwirtschaft (die englische) auf die letzte der städtischen Weltwirtschaften, diejenige von Amsterdam, folgt.

3. »Histoire totale« und »Gesellschaft als integratives Ganzes«

Braudels wiederholt formulierter Anspruch, die »ganze Geschichte« oder auch »die Totalität des Sozialen« (1969, S. 114) darzustellen, hat zu erheblichen Mißverständnissen geführt. Braudel selbst erläuterte, daß damit keineswegs das »sympathische und verrückte« Vorhaben, eine vollständige Geschichte der Welt schreiben zu wollen, sondern lediglich sein Wunsch gemeint sei, die (üblichen) Grenzen eines Problems systematisch zu überschreiten (Review, 1. Jg., H. 3/4, 1978, S. 245). Braudel zufolge gibt es keine begrenzbaren, sozusagen mit Mauern umstellten, »historischen Probleme« und in der Regel fand er es nicht nur wünschenswert, sondern im Gegenteil ganz unerlässlich, die ursprüngliche Fragestellung einer Untersuchung auszuweiten. So hielt Braudel eigenem Bekunden zufolge seinem Schüler Le Roy Ladurie entgegen, daß eine Geschichte der Bauern sich keinesfalls ohne deren Beziehung zu den Flüssen und den Wegen und zur Vegetation einer Gegend, auch nicht ohne die Geschichte ihrer Herren schreiben lasse, ebensowenig wie eine Geschichte des Landlebens ohne die Beschreibung der Entwicklungen in den umliegenden Städten auskommen könne (ebenda). Ganz entsprechend kritisierte er auch, daß seine Nachfolger in der Redaktion der »Annales« die Auffassung vertreten, »Mentalitäten« ließen sich als eigenständige Größen untersuchen. Wenn Braudel demgegenüber den Zusammenhang von Mentalitäten und materiellen Bedingungen des Lebens reklamiert, so bedeutet dies zwar einerseits eine Verteidigung materialistischer Interpretationskonzepte gegenüber jenen geistesgeschichtlichen Versionen der Sozialgeschichtsschreibung, welche auch in der Gruppe um die »Annales« ihre Anhänger gefunden haben, andererseits jedoch zugleich schlicht und einfach eine Kritik an einem seiner Ansicht nach unzulässig verengten historischen Blickwinkel. Denn genau genommen heißt Braudels »histoire totale«: möglichst viel (von der) Geschichte, am besten alles.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Braudels Programmatik »die Gesellschaft als *integratives Ganzes*« (Hervorhebung im Original) zu untersuchen (II, S. 506). In diesem Fall erspart er uns den Hinweis auf das Fehlen einer Theorie der spezifischen Strukturen des gesellschaftlichen Zusammenhanges, indem er präzisiert, dieses integrative Ganze sei die »Summe aller Fakten, auf die wir Historiker in den verschiedenen Zweigen unseres Forschungsgebietes stoßen« (ebenda). Diese Fakten hängen auch Braudel zufolge untereinander zusammen, aber auf welche (womöglich veränderliche und durch gesellschaftliches Handeln zu beeinflussende) Weise, dafür gibt es bei Braudel keine systematische Antwort außer jener, die uns im Stockwerksmodell der Geschichte geliefert wurde. Das hindert Braudel aber nun nicht, »Gesellschaften« ein Eigenleben zuzuschreiben, ihnen »Mentalitäten« zuzugestehen und sie miteinander in Konflikt leben zu lassen oder auch nicht. Und was für Gesellschaften! Besonders deutlich wird dies an einem etwas umständlichen Beispiel. Denn Braudel referiert zustimmend (II, S. 512-513) die Wiedergabe der Feudalismusanalyse Marc Blochs (1939-40) durch Georges Gurvitch (1963). Danach hätten im Feudalismus fünf — unterschiedlich alte — Gesellschaften koexistiert: Diejenige, welche Bauern und Grundherren zusammenschloß, dann die theokratische Gesellschaft der römischen Kirche und ihrer Gläubigen, dann das »Umfeld des Territorialstaates«, schließlich die Gesellschaften des Lehnswesens und der Städte. Aus dieser Inflationierung des Begriffs der »Gesellschaft« geht

hervor, daß Braudels Betonung der »materiellen Kultur« des Alltags sich ohne weiteres mit Verfahrensweisen verträgt, in welchen auf die Untersuchung der materiellen Reproduktionsbedingungen gesellschaftlicher Zusammenhänge vollständig verzichtet wird. Die »theokratische Gesellschaft« beispielsweise war aber in weiten Teilen auch ein »Zusammenschluß« (!) von Bauern und Grundherren, und die »Gesellschaft des Lehenswesens« war zwar durch bewaffnete Aneignung konstituiert, aber zu Lehen erhielten Vasallen in den allermeisten Fällen Land und damit die Gewaltmittel, sich mit Bauern »zusammenschließen«. Was Braudel offensichtlich intendiert, ist ein Hinweis auf die vielfältigen und unterschiedlich konstituierten Widersprüche in »Gesellschaften« des Mittelalters, welche von Marc Bloch jedoch als Bestandteile eines strukturierten Zusammenhanges (»des Feudalismus«) und nicht als eine Art Ritterturnier mit fünf gleichzeitig gegeneinander anreitenden Lanzenträgern dargestellt worden ist.

Im übrigen stellt Braudels leichtfertiger Umgang mit dem Begriff der Gesellschaft die Frage nach den Ursachen für die *Entstehung* jenes strukturierten Zusammenhanges, für welchen dieser Begriff in den Sozialwissenschaften vorzugsweise reserviert ist. Für eine Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts wäre aber kaum eine andere Frage so vordringlich zu stellen, wie diejenige nach dem Ausmaß und den Grenzen der *Verallgemeinerung von Lebensbedingungen*, welche historisch durch die (in der Form des Rechts institutionalisierte) Verallgemeinerung von Herrschaftsstrukturen und durch die Ausbreitung verallgemeinerter Konkurrenzbedingungen für die materielle Reproduktion des Lebens zustande kamen. Denn als reale Strukturzusammenhänge sind »Gesellschaften« erst die Resultate solcher Verallgemeinerungsprozesse.

4. Die »soziale Mathematik«

Um zu demonstrieren, daß sich die Barrieren zwischen den Humanwissenschaften hinwegdenken lassen, verweist Braudel (1977, S. 59) darauf, daß nicht nur die strukturalistische Ethnologie, sondern auch die Geschichtsforschung zu Modellen gelangen könne, welche »im Grenzfall, wie die Mathematiker sagen würden, ... die bevorzugten, quasi zeitlosen Modelle der mathematischen Soziologie« erreichen (ebenda, S. 69). Zustimmend verweist er (ebenda, S. 68) auf die These Sigmund Diamonds (1955), daß sich »herrschende Klassen« zu allen Zeiten einer für ihre Klassengenossen bestimmten Binnenargumentation und einer nach außen gerichteten Sprache bedienen hätten. Das verdeutlicht den Preis, welcher für die Erstellung derartiger Modelle zu entrichten ist: den Verzicht auf historische Theorie. Denn die Frage, ob denn soziale Gruppen, nur deshalb, weil sie herrschten, sinnvollerweise jeweils als »Klassen« bezeichnet werden sollten, läßt sich im Zusammenhang solcher Formalisierungsbestrebungen gar nicht mehr stellen.

Die »soziale Mathematik« ist also das Resultat des Verzichts auf eine Analyse des gesellschaftlichen Strukturzusammenhanges. Denn weder die Frage nach der gesellschaftlichen Formbestimmtheit sozialer Phänomene noch diejenige nach möglichen funktionalen Differenzen sozialer Erscheinungen, die in einer Reihe äußerer Merkmale miteinander übereinstimmen, läßt sich ohne eine solche Analyse formulieren. Welche Begrenzungen der hi-

storischen Forschung dieser Verzicht zufolge haben muß, soll zumindest an zwei Gegenständen der Braudel'schen »Sozialgeschichte« noch etwas genauer erläutert werden. Braudel propagiert die Unterscheidung zwischen »Marktwirtschaft« und »Kapitalismus«, worunter er das seit vielen Jahrhunderten und noch heute bestehende Nebeneinander der kleinen Warenproduktion unter Konkurrenzbedingungen auf der einen und monopolisierter Produktion samt Handel im Weltmaßstab auf der anderen versteht (III, S. 705). Auch heutige Industriegesellschaften sind demzufolge »nicht durch und durch kapitalistisch« (III, S. 706). Braudels Intention, für die »Gesellschaften« des Ancien Régimes die Tatsache hervorzuheben, daß es damals noch weite Bereiche der Produktion gab, welche dem Warenverkehr fast völlig entzogen blieben, ist — gegenüber vielen wirtschaftshistorischen Darstellungen — ohne weiteres zu folgen. Heute aber sind auch die Reproduktionsbedingungen selbständiger Handwerker und Klein Händler von den allgemeinen Bedingungen »des Kapitalismus« abhängig, kann von einem Nebeneinander zweier Wirtschaftsformen schon deshalb nicht die Rede sein, weil es zwar Teilmärkte gibt, aber denn doch einen allgemeinen ökonomischen Funktionszusammenhang. Weil Braudel nirgends zu einer Analyse der Reproduktionsbedingungen einer bestimmten ökonomischen Struktur vordringt, kann ihm auch nicht deutlich werden, daß sich die Anwendung der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auf Ökonomien des Ancien Régimes schon deshalb verbietet, weil dieses Instrumentarium reale gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge unterstellt, im übrigen aber an Geldströmen orientiert ist, von welchen Braudels eigenem Bekunden zufolge damals nicht nur die Hausarbeit von Frauen, sondern eben sehr viel weitere Teile der Produktion nicht erfaßt wurden. Innerhalb seines jahrhundertewährenden »pax de deux« von Wirtschaftsformen gibt es bei Braudel dann auch die immer gleiche Figur des »Monopols«. Zu allen Zeiten führte die eine »glückliche Ehe« mit dem Staat (III, S. 698). Unterschlagen wird dabei, daß vorkapitalistische Monopole herrschaftlich konstituiert wurden, nämlich durch die (in der Regel teuer bezahlte) Verleihung von Privilegien, welche einen Anspruch auf den Einsatz von herrschaftlicher Gewalt zur Ausschaltung von Konkurrenz im Geltungsbereich der Privilegien begründeten. Heutige Monopole sind weder der Konkurrenz entzogen, noch herrschaftlich konstituiert. Ihre »Ehe« mit dem Staat, sofern es denn eine sei, wäre somit auf ganz andere Heiratsstrategien zurückzuführen.

Damit sind wir beim zweiten Beispiel: dem Staat. Einerseits gab es diesen Braudel zufolge im außereuropäischen Bereich schon seit langem (und Anfänge des Territorialstaates in Europa schon zur Zeit der Karolinger), andererseits habe er in Europa seit dem 15. Jahrhundert »einen kräftigen Aufschwung« (II, S. 569) erfahren. Von da an agiert nach Braudel »der Staat« und seine Entwicklung ist durch funktionale Anforderungen bestimmt. Ganz unbekümmert um eine in der Forschung etablierte und gut begründete gegenteilige Ansicht führt Braudel beispielsweise die zahlenmäßige Erweiterung von Ämtern im Ancien Régime von Frankreich auf wachsende Funktionsanforderungen an den Staat zurück (II, S. 609). Daß »Staat« erst entstehen konnte, nachdem der personale Besitz von Herrschaftsgewalt (und die privaten Beteiligungsrechte an dieser Gewalt, welche zum Beispiel in der Form von Amtseigentum in Frankreich bestanden), beseitigt wurden, kann Braudel nicht denken, weil es Staats»tätigkeiten« ja vorher wie nachher gab. So weist Braudel zwar beispielsweise darauf hin, daß »Frankreich« im Zeitalter der Monarchie keine »Verstaatlichung« seines

Finanzwesens gelungen sei: »Vielleicht weil es (sic., H. G.) ... keinen ernstlichen Versuch in dieser Richtung unternahm« (II, S. 594), und er vermerkt auch, daß der Revolution die Finanzreform »auf Anhieb« gelang. Aber aus der wichtigen Arbeit von Boshier schließt er nur auf vorhergehende »Schwierigkeiten v.a. im sozialen und institutionellen Bereich« (II, S. 595), während Boshier doch ins Einzelne gehend gezeigt hat (1970, S. 230 ff.), daß die »Verstaatlichung« des Finanzwesens die *Enteignung* der privaten Besitzer von Amtsgewalt zur Voraussetzung hatte, weil diese an ihrem Anspruch, solches Eigentum zu ihrem Profit einzusetzen, anders nicht erfolgreich gehindert werden konnten. Auch kann Braudel keinerlei Begriff davon entwickeln, daß die »englische Finanzrevolution« in den Jahrzehnten nach 1688 nicht einfach dadurch zustandekam, daß »England« die Dialektik zwischen kurz- und langfristigen Anleihen (begreift)« (II, S. 583), und die Herrschenden »herausfinden«, daß für langfristige Anleihen zu einem niedrigen Zinssatz ein »potentieller Markt vorhanden ist« (ebenda). Denn für ihn ist gänzlich irrelevant, weil auf der Ebene der »Ereignisse« stattfindend, daß die Voraussetzungen für die Realisierung solcher Entdeckungen durch den Umstand geschaffen wurden, daß der 1688 nach England gekommene ausländische König sich seinen ihm damals durchaus noch zugestandenen personalen Herrschaftsbesitz Zug um Zug hat abhandeln lassen, um so die Zustimmung des englischen Parlamentes für die Finanzierung »seines Krieges« auf dem Kontinent zu erlangen (J. R. Western 1972, 11. Kap.; C. G. A. Clay 1984, II, S. 276-282). Dabei wird — ganz nebenbei — offensichtlich, daß eine der von Braudel angeführten »conjonctures«, in diesem Fall die Veränderung des »englischen Finanzwesens«, sich nicht ohne Bezug auf die Herrschaftspraxis eines einzelnen (mehr oder minder großen) Mannes erklären läßt. Systematisch verallgemeinert heißt dieser — hier nur exemplarisch veranschaulichte — Sachverhalt, daß die Entstehung »des Staates« als einer Gewalt, welche nicht mehr im Besitz ganz bestimmter Personen ist, die analytische Auseinandersetzung mit den vorausgehenden Strukturen und den Bedingungen für ihre *Beseitigung* erfordert. Das bedeutet aber ferner, daß Prozesse der »Verstaatlichung« nicht einfach aus »conjonctures« erklärt werden können, welche eine neue Form der Finanzpolitik, eine Rechtsform oder eine Zentralisierung militärischer Gewalt rückblickend funktional notwendig machten, weil nämlich derartige Prozesse allemal eine Revolution voraussetzten: die Zerstörung (oder gründliche Beschneidung) personaler Herrschaftsgewalt und die Zerstörung (oder gründliche Beschneidung) herrschaftlich sanktionierter Privilegien.

5. Von den »tendenziellen Regeln« des Geschichtsverlaufs

Um von »Gesetzen« nicht reden zu müssen, hat Braudel von Georges Gurvitch die Formulierung »tendenzielle Regeln« übernommen (III, S. 22), und gegenüber allzu spitzfindigen Kritikern hat er ein vordergründig probates Verfahren entwickelt: fast durchgängig formuliert er seine »tendenziellen Regeln« in der Form einer Frage, deren definitive Antwort er dann umgeht.

Wenn er beispielsweise aufzählt, daß in Frankreich nach wie vor der Revolution eine kleine Zahl von Familien bzw. Personen herrschte und dies auch »mutatis mutandis« für Siena

im 16. und für die USA im 20. Jahrhundert festzustellen sei, so folgt darauf die Frage: »Herrscht demnach in allen Gesellschaften, zu allen Zeiten und in sämtlichen Regionen der Welt ein tückisches Gesetz der kleinen Zahl? Ein Gesetz, das uns irritiert, weil wir seine Gründe nicht recht durchschauen, das sich uns aber dennoch unablässig als Realität aufdrängt und über das sich deshalb jede Debatte erübrigt (sic., H. G.), weil es von allen Zeugnissen übereinstimmend bestätigt wird?« (II, S. 516). »Beantwortet« wird diese Frage dann durch weitere Hinweise auf die »kleine Zahl« der Herrschenden in Venedig, in Genua, in Florenz, in China und anderswo. Und ganz zum Schluß erhalten wir die Frage nachgeschoben: »Aber haben wir nicht wieder einmal lediglich einen Tatbestand konstatiert, ohne ihn wirklich zu begreifen?« (II, S. 520). Wer wollte da opponieren? Nichtsdestoweniger ist es Braudel mit seiner »tendenziellen Regel« der »kleinen Zahl« vollständig ernst, denn wenige Seiten später wird die Erklärung des Aufstiegs von Bürgern in den Adel dann für gelöst erachtet, wenn wir uns erst einmal darüber geeinigt haben, »daß die wesentliche Aufgabe jeder Gesellschaft in der Wiederherstellung ihrer Führungsspitze besteht« (II, S. 524). Auch schlägt Braudel in diesem Zusammenhang vor, der »kämpferischen Soziologie Bourdieus« rückblickend zu vertrauen und sich jenen französischen Historikern anzuschließen, welche von einer stets wiederkehrenden »sozialen Konjunktur« reden. Lassen wir beiseite, daß Braudel hierbei sowohl Bourdieu als auch die zitierten Historiker-Kollegen funktionalistischer interpretiert als diese argumentieren, er jedenfalls vertritt (hier und an vielen anderen Stellen) eine »tendenzielle Regel«, welche den Aufstieg sozialer Gruppen auf die Wiederauffüllung der »kleinen Zahl« von Herrschenden begrenzt.

Die methodische Basis solcher Aussagen über Gesetzmäßigkeiten des historischen Ablaufs ist die Sammlung empirischer Daten und ihrer Betrachtung *im Hinblick* auf Übereinstimmungen in einer Reihe äußerer Merkmale. Es handelt sich also um eine Art von Vergleichen, welche mit dem Ziel durchgeführt werden, empirisch zu Typenbegriffen (einschließlich typischer Prozesse und Entwicklungsgeschwindigkeiten) zu gelangen.³ Nun ist das mit den Vergleichen in der Geschichtswissenschaft (und im übrigen auch in anderen Sozialwissenschaften) so eine Sache, denn es finden sich nie jene völlig übereinstimmenden Bedingungen, welche für eine strikt komparative Untersuchung von den Spezialisten dieser Verfahrensweise gefordert werden. Noch weniger gibt es je eine identische Ausgangssituation, welche es uns in einem »indirekten Experiment« (Durkheim) ermöglichen würde, die genaue Beschreibung des im einen Fall stattgehabten und im anderen ausgebliebenen Bauernaufstands oder die Relevanz der konkreten Herrschaftspraxis eines Monarchen im Unterschied zu derjenigen eines anderen zweifelsfrei zu ermitteln. Das spricht beileibe nicht gegen Vergleiche und auch nicht gegen jene »kavaliersmäßige« Behandlung der Vorschriften für komparative Forschungen, welche mit großem Nachdruck Philip Adams den historischen Soziologen zugestanden hat (1982, S. 155). Es gibt aber Grenzen für methodische Großzügigkeiten, und Braudels »Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts« ist eine Anreicherung solcher (in der Geschichtsforschung allerdings keineswegs untypischer) »Grenzüberschreitungen«. So ist es beispielsweise durchaus sinnvoll, den niederen französischen Robenadel und die englische »gentry« im 17. und 18. Jahrhundert »zu vergleichen« und sich nicht daran zu halten, daß im einen Fall Titel (größtenteils) gekauft oder vererbt wurden und im anderen (größtenteils) nicht. Der Sinn eines derartigen Vergleichs, welcher auf die

Übereinstimmung einzelner Merkmale abzielt, endet aber dort, wo gar nicht die Frage auftaucht, worin die Ursachen dafür lagen, daß im einen Fall der Aufstieg neuer sozialer Gruppen die Beseitigung von Adelsprivilegien zur Voraussetzung hatte und im anderen nicht. Ein Vergleich erfordert also immer die Diskussion des konkreten gesellschaftlichen Zusammenhangs, in welchem ein soziales Phänomen auftritt. Wird dies unterlassen, so landet die kavaliersmäßige Handhabung der methodischen Voraussetzungen für eine komparative historische Analyse unversehens und schnurstracks in Metaphysik. Denn wenn aus dem Auftreten einer bestimmten »sozialen Konjunktur« im Zusammenhang einer bestimmten gesellschaftlichen Organisation der Produktion und in einem bestimmten herrschaftlichen Zusammenhang der Verteilung darauf geschlossen wird, daß solche Konjunktur (mit entsprechender Entwicklungsgeschwindigkeit und womöglich annähernd identischer Dauer) auch unter ganz anderen gesellschaftlichen Bedingungen auftritt — und dies ist es ja, was Braudel durchgängig behauptet —, so wird damit *implizit* eine über alle Gesellschaftsformationen hinweg herrschende Gesetzmäßigkeit für historische Entwicklungen postuliert. Solange solche Gesetzmäßigkeit nicht erklärt wird (und sie *kann* nicht erklärt werden), handelt es sich aber um einen Glaubenssatz, der postuliert, daß »sein wird, was gewesen ist«. Aus bloßer Beobachtung der Fakten ist eine Gesetzmäßigkeit nie zu erschließen. Braudels kategorischer Imperativ für Historiker: »Beobachten und abermals beobachten, bis einem die Augen übergehen« (II, S. 12) muß sein Ziel unweigerlich verfehlen.

Wenn — um uns von Braudel für einen Moment zu entfernen — beispielsweise festgestellt wird, daß sich die Produktivkräfte (wenn auch mit Unterbrechungen und vorübergehenden Rückschritten) im Laufe der Menschheitsgeschichte entwickelt haben, so ist die daraus gezogene Folgerung, daß die Produktivkräfte das dynamische Moment in der Menschheitsgeschichte bilden (noch einmal: Cohen 1978) dennoch nichts weiter als Metaphysik. Denn nur für den Kapitalismus ist bislang (von Marx) die *Notwendigkeit* für die Entwicklung der Produktivkräfte aus dem Konkurrenzverhältnis der Kapitale wissenschaftlich erklärt worden. Welche gesellschaftlichen Veränderungen daraus »folgen«, bleibt noch gesondert zu diskutieren. Mit der Übertragung der Erklärung für die Entwicklung der Produktivkräfte im Kapitalismus auf ganz andere gesellschaftliche Bedingungen wird aber auf jeden Fall die Sphäre der Wissenschaft verlassen. Braudel ist, so gesehen, ein grandioser Metaphysiker. Denn bei ihm rangiert statistische Häufigkeit (zusammengefaßt etwa in Typenbegriffen historischer Konjunkturzyklen) unablässig — wenn auch in Frageform — als Kausalität. Erklären kann er uns die Geschichte damit nicht.

6. Zum Schluß

Das Verdienst der Braudelschen Arbeiten, der eben neu ins Deutsche übersetzten »Sozialgeschichte« wie auch der früheren, ist meines Erachtens ein zweifaches: Sie reizen zum Widerspruch, und das ist mehr als sich von vielen historischen Forschungen sagen läßt, in denen sich keine einzige waghalsige Fragestellung und wenig Metaphysisches findet. Wenn wir feststellen, daß es »so nicht geht«, so ist das immerhin eine Herausforderung, die Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts anders zu erklären. Zum anderen hat sich die Einteilung

des Laufs der Zeit in »Zeitläufe« verschiedener Entwicklungsgeschwindigkeit entweder direkt über die Arbeiten Braudels oder aber über diejenigen seiner Schüler und Mitarbeiter inzwischen dermaßen in der sozialhistorischen Forschung verbreitet, daß das Verdienst Braudels an vielen neuen, aufregenden Fragestellungen schon kaum nach wahrgenommen wird. Braudel war beileibe nicht der erste, welcher darauf hingewiesen hat, daß nicht alle Veränderungen einer Gesellschaft gleichsinnig erfolgen, aber vor ihm ist diese Erkenntnis nie dermaßen konsequent zur Grundlage historischer Untersuchungen gemacht worden. Wenn derzeit etwa in der englischen Forschung von der »langen Reformation« die Rede ist, für welche die Ereignisse und Beschlüsse in den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts bestenfalls eine auslösende Bedeutung hatten (vgl. z.B. Scarisbrick 1984), oder wenn für Frankreich gezeigt wird, daß der Integration der französischen Kirche in die Staatsverwaltung des (napoleonischen) Kaiserreiches eine lange Entwicklung vorausging (oder vorausgehen mußte), in welcher sich die Kirche der Laiengesellschaft als Institution zur Pädagogisierung und Moralisierung andiente (de Certeau, 1972), so treffen wir auf »Braudel« auch in Bereichen, in welchen er selbst gar nicht forschte. Und wenn es immer noch Argumentationen gibt, in welchen königliche Verordnungen oder gar die Konzepte, die Königsberater sich ausdachten, als Belege für die Veränderung von Verhaltensweisen vieler Menschen genommen werden (Heinsohn/Knieper/Steiger, 1979, S. 130-145), so ist mit Braudel allemal daran zu erinnern, daß solche Verordnungen über sehr holprige Wege in Gegenden transportiert werden mußten, in welchen sie, sofern sie von unwilligen Beamten »unters Volk« gebracht wurden, von diesem nicht ohne weiteres verstanden wurden und es im übrigen mit der »langen Dauer« zu tun bekamen. Und die war, da hat Braudel vollkommen Recht, in aller Regel eine äußerst hart zu knackende Nuß für irgendwelche noch so folgerichtig ausgedachten Herrschaftskalküle.

Auch sollten wir, bevor wir die drei Bände der »Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts« allzu schnell beiseitestellen, uns doch noch vorher einprägen, daß sich in dieser Zeit »das halbe Alltagsleben der Europäer um den Weizen (dreht)« (I, S. 132), und daß für die Möglichkeit des Bevölkerungswachstums der Anbau von Kartoffeln auch deshalb so entscheidend wurde, weil die Kartoffelpflanzen durch Verheerungen des Krieges weniger beschädigt werden konnten als die Getreideähren (I, S. 175).

Anmerkungen

- 1 Anders als Sieglinde Summerer, Gerda Kurz und Günter Seib habe ich den Begriff »conjunctures« nicht übersetzt, weil dieser — darauf hat schon Jack Hexter hingewiesen (1972, S. 503) — allzu viele unterschiedliche Bedeutungen hat.
- 2 Da ich sowohl auf die Darstellung des Gesamtwerkes von Braudel als auch auf diejenige seiner Bedeutung für die Gruppe der »Annales«, wie insgesamt auf diejenige der Entwicklung dieser Gruppe verzichtet habe, verweise ich hiermit auf die Literaturzusammenstellung, welche dazu Peter Schöttler für die Übersetzung von Braudels *Die Dynamik des Kapitalismus* (1986), besorgt hat.
- 3 Diese Problematik ist ausführlich und systematisch von Max Weber in seiner Auseinandersetzung mit den Arbeiten Eduard Meyers behandelt worden und Gesellschaftswissenschaftlern kann die Lektüre dieser Schriften m.E. nicht angelegentlich genug empfohlen werden (Weber 1922/1982), S. 215-290.

Literatur

- Adams, Philip (1982): *Historical Sociology*, Open Books: Near Shepton Mallet, Somerset
- Bloch, Marc (1930-40): *La société féodale*, 2 Bde. (Neuaufgabe 1966), Paris
- Braudel, Fernand (1949): *La Méditerranée et le Monde Méditerranéen à l'Époque de Philippe II.*, 2 Bde., (Neuaufgabe 1966), Paris
- ders. (1969): *Écrits sur l'Histoire*, Paris
- ders. (1977): Geschichte und Sozialwissenschaften. Die *longue durée*. (1958) abgedruckt in: Claudia Honneger, Schrift und Materie der Geschichte, Frankfurt/M., S. 47-85
- de Certeau, M. (1972): *Du système religieux à l'étiologie des lumières. Recherche di storia sociale e religiosa*, Nr. 2
- Clay, C. G. A. (1984): *Economic expansion and social change: England 1500-1700*, 2 Bde., Cambridge
- Cohen, G. A. (1978): *Karl Marx's Theory of History: a Defence*, Princeton
- Erbe, Michael (1979): *Zur neueren französischen Sozialgeschichtsforschung*, Darmstadt
- Foucault, Michel (1977-1986): *Sexualität und Wahrheit*, 3 Bde., Frankfurt/M.
- Freibeuter* (1985), Nr. 24, Berlin
- Godelier, Maurice (1977): *Perspektives in Marxist Anthropology*, Cambridge
- Groh, Dieter (1973): *Kritische Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz (Urban Taschenbuch, Reihe 80, Band 846)
- Guerreau, Alain (1980): *Le Féodalisme*, Paris
- Gurjewitch, A.J. (1978): *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*, München
- Gurvitch, Georges (1963): *Déterminismes sociaux et liberté humaine*, 2. Auflage, Paris
- Heinsohn, Gunnar/Knieper, Rolf/Steiger, Otto (1979): *Allgemeine Bevölkerungslehre der Neuzeit*, Frankfurt/M.
- Hexter, Jack (1972), *Fernand Braudel and the Monde Braudelien...*, in: *The Journal of Modern History*, Nr. 4, S. 480-539
- Huften, Olwen (1986): Fernand Braudel, in: *Past & Present*, Nr. 112, S. 208-213.
- Review* (1978), 1. Jg., Nr. 3/4 (Beide Hefte sind dem Abdruck von Beiträgen und Diskussionsprotokollen eines Symposiums mit dem Titel »The Annales: Continuities and Discontinuities« gewidmet)
- Scarlsbrick, J. J. (1984): *The Reformation and the English People*, Oxford
- Thomas, Keith (1971): *Religion and the Decline of Magic*, London (Neuaufgabe als Penguin Book 1973)
- Weber, Max (1922): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. von Johannes Winckelmann, 5. Auflage, 1982, Tübingen
- Western, J. R. (1972): *Monarchy and Revolution in the English State in the 1680's*, London
- Wrightson, Keith (1982): *English Society 1580-1680*, London

Heiner Ganßmann/Rolf Weggler/Michael Wolf »Krise des Sozialstaats« — Krise für wen?

»Im August 1985 fand in der Sommerresidenz des Papstes zum zweiten Mal ein Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirates des Wiener Instituts für die Wissenschaft vom Menschen statt. Der Gastgeber, Johannes Paul II., wohnte der Diskussion ständig bei. Als Thema hatte man ... »Die Krise« gewählt: Was bedeutet das heute in Europa (im Westen genauso wie im Osten) verbreitete Krisenbewußtsein? Haben wir es heute tatsächlich mit einer Krise zu tun? Und durch was würde sie sich auszeichnen? Befinden wir uns vielleicht, wie manche behaupten, zum ersten Mal in einer Krise, für die es keine Lösung geben wird?« (Verlagsankündigung vom 1.8. 1986)

Als der bekannte Futurologe XY anhub, die letzte Frage zu beantworten, war Woytila wohl längst eingedöst. Reifere Menschen konzentrieren sich eben auf Probleme, nicht auf Lösungen. Das braucht uns jetzt nicht zu interessieren. Zu denken gibt jedoch, daß der Krisenbegriff schon in Castelgandolfo Einlaß gefunden hat. Dort kommt schließlich nicht jeder hinein. Wackelt etwa der Heilige Stuhl? Oder interessiert sich die älteste aller bekannten Großorganisationen für die Möglichkeiten, die in einer Absehung des »verbreiteten Krisenbewußtseins« stecken? Wird Woytila demnächst alttestamentarische Plagen für die Jahrtausendwende ankündigen? Nach dem Vorgang der »Überbietungstheorien« hätte er damit nur statusangemessen übertrumpft, was die Theoretiker der »Langen Wellen« anzubieten haben: Langfristprognosen mit dem Akzent auf der Gegenwart als »Wendezeit«. Dieser Dramatisierungseffekt des Krisenbegriffs scheint ihn inzwischen allseits beliebt zu machen. Normalität wird in Frage gestellt. Entscheidungen werden abverlangt. Je schärfer die Krise, desto bedeutender die Akteure, desto wichtiger deren der Situation angemessenes Bewußtsein, desto aufgewerteter die Theorie, mit der die Krise antizipiert oder diagnostiziert wird.

Sicherlich wäre es verkehrt, auf den Krisenbegriff (und seine Effekte) gänzlich zu verzichten, nur weil er inzwischen auch ins Spracharsenal des Heiligen Stuhls aufgenommen wird. Zumindest sollte man aber sparsam mit dem Krisenbegriff umgehen, d.h. ihn nur dort verwenden, wo sich auch bei näherem Hinsehen ein empirisches Korrelat für das bei Kirchenvätern und kritischen Sozialwissenschaftlern »verbreitete Krisenbewußtsein« finden läßt. Gleichwohl ist zuzugestehen, daß die Gegenstände sozialwissenschaftlicher Betrachtung im Unterschied zu denen der Naturwissenschaften auf ihre Beschreibungen reagieren können — das Wetter reagiert nicht auf den Wetterbericht, die Börse auf den Börsenbericht schon. Ob es eine wirkungsmächtige Rede von der »Sozialstaatskrise« gibt und wer deren Autoren sind, wird zu klären sein.

Die Rede von der »Krise des Sozialstaats« suggeriert, die Institutionen/Programme des Sozialstaats seien entweder in ihrem Bestand gefährdet oder müßten wenigstens drastisch in ihrer Größe zurückgenommen bzw. umgestaltet werden. Mit folgendem melden wir uns zur Gegenrede. Der Sozialstaat als Bündel von Institutionen und Programmen ist — zumindest in der Bundesrepublik — nicht in einer Krise. Wenn überhaupt etwas in der Krise ist,